



DIE SPIEGELREISENDE

DIE VERLOBTEN DES WINTERS

Christelle Dabos

INSEL

Christelle Dabos

Die Verlobten des Winters

Band 1
der Spiegelreisenden-Saga

Roman

Aus dem Französischen von Amelie Thoma

Insel Verlag

Inhalt

Fragment

Die Verlobten

Der Archivar

Der Riss

Das Tagebuch

Der Bär

Die Sternwarte

Die Küche

Die Medaille

Die Warnung

Der Wildhüter

Die Himmelsburg

Die Drachen

Das Zimmer

Der Ausflug

Der Garten

Die Schwester

Die Krallen

Das Ohr

Mimo

Im Mondscheinpalast

Der Schlüssel

Reineke

Das Kind

Die Bibliothek

Der Besuch

Die Intendanz

Die Orange

Das Verlies

Die Nihilistin

Das Vertrauen

Die Drohung

Die Oper

Der Bahnhof

Die Illusionen

Die Kammerzofe

Die Würfel

Der Engel

Die Spiegelreisende

Fragment, Postskriptum

Fragment

Am Anfang waren wir eins.

Aber Gott befand, dass wir ihm so nicht genügten, also machte Er sich daran, uns zu trennen. Gott amüsierte sich köstlich mit uns, bis Er unser überdrüssig wurde und uns vergaß. Er konnte so grausam sein in seiner Gleichgültigkeit, dass Er mir Furcht einflößte. Dann wieder zeigte Er sich freundlich, und ich liebte Ihn, wie ich niemanden je geliebt habe.

Ich glaube, wir hätten alle irgendwie glücklich sein können, Gott, ich und die anderen, ohne dieses vermaledeite Buch. Ich verabscheute es. Von dem Band, das mich auf die widerwärtigste Art und Weise daran kettete, wusste ich, doch dieses Grauen kam erst später, viel später. Ich habe es nicht gleich verstanden, ich war zu unwissend.

Ja, ich liebte Gott, aber ich hasste dieses Buch, das Er wegen der geringsten Kleinigkeit aufschlug. Er jedoch hatte sein Vergnügen damit! Wenn Gott zufrieden war, schrieb Er. Wenn Gott erzürnt war, schrieb Er. Und eines Tages, als Er äußerst verstimmt war, beging Er eine ungeheure Torheit.

Gott brach die Welt in Stücke.

Die Verlobten

Der Archivar

Es heißt oft, alte Behausungen hätten eine Seele. Auf der Arche Anima, wo Dinge ein Eigenleben führen, neigen die alten Häuser vor allem dazu, furchtbar schrullig zu werden.

Das Gebäude des Familienarchivs, zum Beispiel, war stets übler Laune. Immerzu ächzte es, knarzte, tropfte und schnaubte, um seine Unzufriedenheit kundzutun. Es konnte die Zugluft nicht ausstehen, die im Sommer die Türen knallen ließ, und den Regen, der im Herbst die Dachrinne verstopfte. Es hasste die Feuchtigkeit, die ihm während des Winters in die Mauern kroch, ebenso sehr wie das Unkraut, das jedes Frühjahr wieder in seinem Hof zu sprießen begann.

Mehr als alles andere aber verabscheute das Gebäude Besucher, die sich nicht an die Öffnungszeiten hielten.

Sicherlich war das der Grund, warum es an diesem Septembermorgen noch mehr ächzte und knarzte, tropfte und schnaubte als sonst. Es spürte, dass jemand kam, obwohl es noch viel zu früh dafür war. Obendrein stand dieser Gast nicht mal draußen vor der Tür, wie es sich gehörte. Nein, er verschaffte sich Zutritt wie ein Dieb, direkt durch die Garderobe.

Dort wuchs plötzlich eine Nase mitten aus einem Spiegelschrank.

Sie schob sich weiter vor, und bald folgten ihr eine Brille, eine geschwungene Augenbraue, Stirn, Mund, Kinn, Wangen, Augen, Haare, ein Hals und Ohren. Bis zu den Schultern aus dem Spiegel ragend, blickte der Eindringling erst nach rechts, dann nach links. Nun tauchte etwas

weiter unten ein Knie auf, und schließlich stieg die ganze Gestalt aus dem Glas hervor wie aus einer Badewanne. Einmal herausgeschlüpft, sah man von ihr nichts weiter als einen abgetragenen Mantel, eine Brille und einen langen, dreifarbigem Schal.

Unter all diesen Schichten verborgen befand sich Ophelia.

Um sie herum protestierte nun die gesamte Garderobe, empört über den Störenfried, der die Archivordnung derart missachtete. Die Schränke quietschten in den Angeln und stampften mit den Füßen, während die Kleiderbügel laut klappernd aneinanderstießen, als würde ein Poltergeist zwischen ihnen sein Unwesen treiben.

Dieser Wutausbruch beeindruckte Ophelia nicht im Geringsten. Sie war die Launen des alten Gemäuers gewohnt.

»Schsch«, flüsterte sie. »Ganz ruhig.«

Sofort hörten die Möbel auf zu rumoren, und die Kleiderbügel verstummten. Das Archivgebäude hatte sie erkannt.

Durch eine Tür mit der Aufschrift ACHTUNG, GEKÜHLTE RÄUME, NUR MIT MANTEL BETRETEN verließ Ophelia die Garderobe und ging, die Hände in den Taschen, ihren Schal im Schlepptau, an einer endlosen Reihe beschrifteter Aktenschränke entlang: »Geburtenregister«, »Sterberegister«, »Register der Genehmigungen von Verwandtenheirat« und so weiter. Leise öffnete sie die Tür zum Lesesaal, der still und verlassen dalag. Morgenlicht sickerte schräg durch die geschlossenen Fensterläden und ließ im Halbdunkel eine Reihe von Schreibpulten erkennen. Der Gesang einer Amsel im Hof lieferte die passende Untermalung. Im Archiv war es so kalt, dass man Lust

bekam, alle Fenster aufzureißen, um die warme Luft von draußen hereinzulassen.

Ophelia blieb eine Weile reglos auf der Schwelle stehen und beobachtete, wie die Sonnenstrahlen übers Parkett wanderten, während allmählich der Tag anbrach. Sie atmete tief den Geruch der alten Möbel und des kalten Papiers ein.

Diesen Geruch, der ihre Kindheit begleitet hatte und von dem sie sich bald würde verabschieden müssen.

Langsam ging sie zur Wohnung des Archivars, dessen privater Bereich durch einen einfachen Vorhang vom Lesesaal abgeteilt war. Trotz der frühen Stunde erfüllte ihn bereits ein intensiver Kaffeeduft. Ophelia hustete in ihren Schal, um sich anzukündigen, doch eine Opernarie übertönte sie. In dem einzigen Raum, der zugleich als Küche, Wohn-, Schlaf- und *Lesezimmer* diente, musste sie nicht lange nach dem Archivar suchen.

Eine Zeitung vor der Nase, saß der alte Mann mit dem struppigen weißen Haar auf dem Bett. Er trug Handschuhe, ein zerknittertes Hemd unter seiner Jacke und hatte sich ein Vergrößerungsglas unter die Braue geklemmt, das sein Auge riesenhaft verzerrte.

Ophelia hustete noch einmal, doch es half nichts. Völlig in seine Lektüre vertieft, begleitete er die Arie aus dem Grammofon mit ziemlich schiefem Gebrumm. Ganz zu schweigen vom Gluckern des Kaffeekochers, dem Bullern des Ofens und sämtlichen anderen Geräuschen, die das Gebäude so von sich gab.

Mit allen Sinnen nahm Ophelia die besondere Atmosphäre des Raumes in sich auf: die falschen Töne des Alten, das Rascheln der behutsam umgeblätterten Seiten, das durch die Vorhänge gefilterte Licht des heraufziehenden Morgens, den Kaffeeduft und, darunter

versteckt, den Naphthalin-Geruch einer Gasflamme. In einer Ecke stand ein Damebrett, dessen Steine sich ganz von selbst bewegten, als würden zwei unsichtbare Spieler gegeneinander antreten. Ophelia hätte am liebsten gar nicht an alldem gerührt und stillschweigend kehrtgemacht, aus Angst, das vertraute Bild zu zerstören.

Doch es blieb ihr nichts anderes übrig, als den Zauber zu brechen. Sie trat ans Bett und tippte dem Archivar auf die Schulter.

»Grundgütiger!«, rief der alte Herr zu Tode erschrocken aus. »Könntest du nicht eine kleine Vorwarnung geben, ehe du einfach so hereinplatzst?«

»Das habe ich versucht«, entschuldigte sich Ophelia.

Sie hob das Vergrößerungsglas auf, das auf den Teppich gerollt war, und reichte es ihm. Dann zog sie den Mantel aus, der sie vom Kopf bis zu den Füßen umhüllte, wickelte ihren endlos langen Schal ab und legte alles über eine Stuhllehne. Zum Vorschein kam ein zierliches Persönchen mit dicken, lose zusammengebundenen Locken, einer rechteckigen Brille und einem Kleid, das besser zu einer älteren Dame gepasst hätte.

»Bist wohl wieder über die Garderobe hereingeschlüpft?«, grummelte der Archivar, während er seine Lupe mit dem Ärmel blank rieb. »Diese Marotte, zu den unmöglichsten Zeiten durch Spiegel zu gehen! Du weißt genau, dass meine alte Bruchbude Überraschungsbesuche nicht ausstehen kann. Früher oder später wirst du einen Balken auf den Kopf bekommen, aber du willst ja partout nicht hören.«

Seine polternde Stimme ließ einen prachtvollen Schnurrbart erzittern, dessen Enden bis zu den Ohren reichten. Mühsam erhob er sich vom Bett und griff nach der Kaffeekanne. Dabei murmelte er in einem antiquierten

Dialekt vor sich hin, den außer ihm niemand auf Anima mehr sprach. Durch seine Arbeit im Archiv lebte der alte Mann ganz und gar in der Vergangenheit. Selbst die Zeitung, die er gerade durchgeblättert hatte, war aus dem letzten Jahrhundert.

»Einen Napf Kaffee, Mädelen?«

Der Archivar war kein besonders umgänglicher Mann, doch jedes Mal, wenn er Ophelia ansah, begannen seine goldbraunen Augen zu sprühen wie Apfelwein. Für diese Großnichte hatte er schon immer eine spezielle Vorliebe gehabt, sicher weil sie ihm von allen aus der Familie am ähnlichsten war: ebenso aus der Zeit gefallen, ebenso ungesellig und zurückhaltend.

Ophelia nickte nur. Ihre Kehle war wie zugeschnürt, und sie brachte keinen Ton heraus.

Der Großonkel schenkte zwei große, dampfende Tassen voll.

»Gestern Abend hatte ich deine Mutter am Apparat«, nuschelte er in seinen Bart. »Sie war so aufgeregt, dass ich nicht mal die Hälfte von ihrem Geschnatter verstanden habe. Nun ja, das Wichtigste hab ich wohl begriffen: Wie's scheint, kommst du endlich unter die Haube.«

Als Ophelia wieder nur stumm nickte, runzelte ihr Großonkel die buschigen Brauen.

»Nun mach nicht so ein Gesicht, Kind. Deine Mutter hat einen tüchtigen jungen Mann für dich gefunden, dagegen ist nichts einzuwenden.«

Er reichte ihr die Tasse und ließ sich so schwer wieder aufs Bett sinken, dass alle Federn quietschten.

»Komm, setz dich zu mir. Wir beide müssen mal ein ernstes Wörtchen miteinander reden, von Patenonkel zu Patentochter.«

Ophelia zog einen Stuhl ans Bett. Dabei betrachtete sie ihren Großonkel mit einem zunehmenden Gefühl der Verlorenheit. Ihr war, als sähe sie in ihm eine Seite ihres Lebens, die unmittelbar vor ihren Augen zerrissen wurde.

»Ich kann mir schon denken, warum du mich so ansiehst«, erklärte er, »nur dass ich dich diesmal enttäuschen muss. Deine hängenden Schultern, die griesgrämige Brille, die Seufzer zum Steinerweichen kannst du dir sparen.« Er spreizte Daumen und Zeigefinger ab. »Zwei Vettern hast du schon abgewiesen! Sie waren hässlich wie Pfeffermühlen und unflätig wie Pinkelpötte, das gebe ich zu, aber trotzdem hast du mit jedem abgelehnten Antrag die gesamte Familie vor den Kopf gestoßen. Und ich habe dir auch noch Schützenhilfe geleistet.« Er schnaubte in sein Taschentuch. »Ich kenne dich besser als mich selbst. Du bist weich wie Butter, nie ein lautes Wort, nie eine Grille, doch sobald es ums Heiraten geht, beißt man bei dir auf Granit! Dabei wird es höchste Zeit, ganz gleich, ob dir der Auserwählte nun gefällt oder nicht. Wenn du dich nicht dreinschickst, wirst du von der Familie geächtet, und das will ich auf keinen Fall riskieren.«

Ophelia hob den Blick von ihrer Tasse. Sie musste nun endlich etwas sagen.

»Ihr braucht Euch nicht zu sorgen, lieber Onkel. Ich bin nicht gekommen, um Euch zu bitten, dass Ihr Euch gegen diese Heirat stellt.«

Genau in dem Moment blieb die Nadel des Grammofons in einer Rille hängen, und die Sopranistin wiederholte unermüdlich: »... und wenn ... und wenn ... und wenn ... und wenn ... und wenn ...«

Doch der Großonkel war viel zu verblüfft, um es zu bemerken.

»Was erzählst du mir da? Du willst nicht, dass ich eingreife?«

»Nein. Das Einzige, worum ich Euch heute bitte, ist, mir Zugang zum Archiv zu gewähren.«

»Zu meinem Archiv?«

»Heute.«

»... und wenn ... und wenn ... und wenn ...«, leierte die Schallplatte.

Der Großonkel hob misstrauisch eine Augenbraue, während er seinen Schnurrbart kralte.

»Du verlangst nicht von mir, dass ich bei deiner Mutter ein gutes Wort für dich einlege?«

»Es wäre vergeblich.«

»Und auch nicht, dass ich deinem Pantoffelhelden von einem Vater ins Gewissen rede?«

»Ich werde den Mann heiraten, den man für mich bestimmt hat. Ganz einfach.«

Endlich sprang die Nadel eine Rille weiter, und die Sopranistin schmetterte triumphierend: »... und wenn ich lieb, nimm dich in Acht!«

Ophelia schob die Brille hoch und hielt, ohne zu zwinkern, dem Blick ihres Paten stand.

»Dass ich das noch erleben darf!«, seufzte der alte Herr erleichtert. »Ich gestehe, ich dachte schon, ich würde diese Worte niemals von dir hören. Der muss dir ja mächtig gefallen, der Knabe. Nun spuck's schon aus, wer ist es?«

Ophelia stand auf, um ihre Tassen wegzustellen. Der Spülstein war bereits randvoll mit schmutzigen Tellern. Normalerweise mochte Ophelia keine Hausarbeit, doch an diesem Morgen streifte sie ihre Handschuhe ab, krepelte die Ärmel hoch und begann das Geschirr abzuwaschen.

»Ihr kennt ihn nicht«, flüsterte sie schließlich so leise, dass es im Geplätscher unterging. Der Großonkel brachte

das Grammophon zum Schweigen und näherte sich seiner Nichte.

»Was hast du gesagt, Mädelchen?«

Ophelia drehte den Wasserhahn zu. Sie hatte die Angewohnheit, so leise und undeutlich zu sprechen, dass sie häufig ihre Sätze wiederholen musste.

»Ihr kennt ihn nicht.«

»Du vergisst wohl, wen du vor dir hast!«, entrüstete sich der Onkel lächelnd und mit vor der Brust verschränkten Armen. »Ich setze vielleicht nie einen Fuß vor die Tür meines Archivs, aber ich kenne unseren Stammbaum besser als irgendwer sonst. Vom Tal bis zu den Großen Seen gibt es keinen noch so entfernten Vetter, der mir nicht bekannt wäre.«

»Ihr kennt ihn nicht«, beharrte Ophelia.

Den Blick ins Leere gerichtet, schrubbte sie einen Teller. All das Geschirr ohne Handschuhe anzufassen ließ sie unwillkürlich in der Zeit zurückreisen. Sie hätte bis ins kleinste Detail alles beschreiben können, was ihr Großonkel von diesen Tellern gegessen hatte, seit er sie besaß. Professionell, wie sie war, berührte Ophelia die Dinge anderer Leute üblicherweise nie ohne ihre Handschuhe. Doch hier, in dieser Wohnung hatte der Großonkel ihr das *Lesen* beigebracht, und sie kannte jeden einzelnen Gegenstand darin in- und auswendig.

»Dieser Mann ist nicht aus unserer Familie«, klärte sie ihn endlich auf. »Er kommt vom Pol.«

Es folgte eine lange Stille, die nur vom Gluckern des Abflusses unterbrochen wurde. Ophelia wischte sich die Hände am Kleid ab und sah ihren Paten ruhig an. Er war in sich zusammengesunken, als wäre er plötzlich um zwanzig Jahre gealtert. Die Enden seines Schnurrbarts hingen herab wie Flaggen auf Halbmast.

»Was ist das denn für ein Kokolores?«, stieß er tonlos hervor.

»Mehr weiß ich auch nicht«, erwiderte Ophelia leise, »weder, wie er heißt, noch, wie er aussieht, nur, dass er Mama zufolge eine gute Partie sein soll.«

Der Großonkel holte seine Schnupftabakdose unter dem Kopfkissen hervor, stopfte eine Prise in jedes Nasenloch und nieste kräftig in sein Taschentuch.

»Das muss ein Irrtum sein ...«

»Daran würde ich auch zu gerne glauben, aber es sieht nicht danach aus.«

Ein Teller glitt ihr aus der Hand und brach entzwei. Wortlos hielt sie dem alten Mann die Bruchstücke hin. Der drückte sie aneinander, und sofort fügten sie sich wieder zu einem Teil zusammen, das er aufs Abtropfgitter stellte.

Der Großonkel war ein hervorragender Animist. Er vermochte absolut alles mit seinen Händen wieder heil zu machen, und die unmöglichsten Dinge parierten bei ihm wie Schoßhündchen.

»Ganz bestimmt ist es ein Irrtum«, sagte er. »In meinem gesamten Leben als Archivar habe ich noch nicht von einer so widernatürlichen Verbindung gehört. Je weniger wir Animisten mit diesen Fremden zu schaffen haben, desto besser. Punkt aus.«

»Und dennoch wird die Hochzeit stattfinden«, hauchte Ophelia, ehe sie sich wieder dem Geschirr zuwandte.

»Was ist denn bloß in dich und deine Mutter gefahren?«, rief der Großonkel verstört aus. »Von sämtlichen Archen behauptet der Pol hartnäckig den schlimmsten Ruf. Sie haben Kräfte, die einem den Verstand rauben. Obendrein sind sie nicht mal eine richtige Familie, sondern eine Meute, die sich gegenseitig zerfleischt! Weißt du, was man sich alles über sie erzählt?«

Ophelia zerbrach einen weiteren Teller. Der Großonkel war so außer sich, dass er überhaupt nicht bemerkte, welche Wirkung seine Worte auf Ophelia hatten. Wie sollte er auch. Ophelia hatte ein unergründliches Gesicht, das selten ihre Gefühle zeigte.

»Nein«, sagte sie nur, »ich weiß nicht, was man sich über sie erzählt, und es interessiert mich auch nicht. Ich brauche verlässliche Informationen. Das Einzige, worum ich Euch daher bitte, wenn Ihr gestattet, ist das Archiv konsultieren zu dürfen.«

Der Großonkel fügte den Teller wieder zusammen und stellte ihn aufs Abtropfgitter, während das Zimmer zu knarren und mit den Balken zu knirschen begann: Die düstere Stimmung des Archivars übertrug sich auf das gesamte Gebäude.

»Ich erkenne dich nicht wieder! Bei deinen Vettern hast du dich wer weiß wie geziert und jetzt, da man dir einen solchen Barbaren vor die Nase setzt, ergibst du dich einfach so in dein Schicksal!«

Den Lappen in der einen, eine Tasse in der anderen Hand, hielt Ophelia mitten in ihrer Bewegung inne. Sie schloss für einen Moment die Augen und horchte in sich hinein.

Sich ergeben? Um sich zu ergeben, musste man eine Situation akzeptieren, und um eine Situation zu akzeptieren, musste man sie verstehen. Doch Ophelia verstand rein gar nichts. Ein paar Stunden zuvor hatte sie noch nicht einmal gewusst, dass sie verlobt war. Nun hatte sie das Gefühl, unerbittlich auf einen Abgrund zuzusteuern und nicht mehr über sich selbst bestimmen zu können. Sobald sie es wagte, einen Gedanken in die Zukunft zu richten, war da weit und breit nur unbekanntes Terrain. Fassungslos, ungläubig, verwirrt, ja, das war sie. Wie eine

Patientin, der man eben eröffnet hatte, dass sie unheilbar krank sei. Doch ergeben hatte sie sich nicht.

»Nein, wirklich«, fing der Großonkel wieder an, »ich begreife das nicht. Was sollte dieser Fremde hier wollen? Welchen Nutzen könnte er aus der Verbindung ziehen? Bei allem Respekt, Mädelschen, du bist nicht das verlockendste Blatt an unserem Stammbaum. Ich meine, du leitest ein Museum, keine Goldschmiede!«

Ophelia ließ eine Tasse fallen. Es war weder böser Wille noch lag es diesmal an ihrer Aufgewühltheit, sie war einfach unsagbar schusselig. Die Dinge glitten ihr andauernd aus den Händen, und ihr Großonkel war es gewohnt, hinter ihr alles wieder zusammenzuflicken.

»Ich glaube, Ihr habt nicht ganz verstanden«, sagte Ophelia zögernd. »Nicht dieser Mann wird hier auf Anima leben, sondern ich bin es, die ihm zum Pol folgen soll.«

Dieses Mal zerbrach der Großonkel den Teller, den er gerade in den Schrank räumen wollte. Er fluchte in seinem antiquierten Kauderwelsch.

Inzwischen flutete helles Tageslicht durchs Fenster der Archivarsstube und tupfte kleine Glanzpunkte auf das Bettgestell, eine Glaskaraffe und den Trichter des Grammofons. Ophelia verstand nicht, was all diese Sonne hier zu suchen hatte. Ihre warmen Strahlen ließen das Eis und den Schnee des Pols so fern und unwirklich erscheinen, dass Ophelia selbst schon nicht mehr daran glaubte.

Sie nahm die Brille ab, rieb sie an ihrer Schürze sauber und setzte sie wieder auf, als ob ihr das helfen könnte, klarer zu sehen. Die Gläser, die ganz durchsichtig geworden waren, sobald sie sie abgesetzt hatte, verfärbten sich erneut grau. Diese alte Brille war wie ein Teil von

Ophelia, und ihre Farbe passte sich der Stimmung ihrer Besitzerin an.

»Offenbar hat Mama vergessen, Euch das Wichtigste mitzuteilen. Die Doyennen haben mich diesem Mann versprochen. Nur sie kennen bisher die Details des Ehevertrags.«

»Die Doyennen?«

Dem Großonkel fiel das Gesicht mitsamt allen Falten herunter. Endlich wurde ihm bewusst, in was für ein Räderwerk seine Nichte da geraten war.

»Eine Hochzeit aus politischen Interessen«, flüsterte er. »Armes Ding ...«

Er schob sich zwei weitere Prisen Schnupftabak in die Nase und nieste so heftig, dass er danach sein Gebiss zurechtrücken musste.

»Du Unglückliche, wenn die Doyennen ihre Finger im Spiel haben, dann gibt es keinen Ausweg. Aber wieso?«, fragte er sich und raufte dabei seinen Schnurrbart. »Wieso du? Wieso dorthin?«

Ophelia spülte sich die Hände ab und zog ihre Handschuhe wieder an. Für heute hatte sie genug Porzellan zerschlagen.

»Es scheint, als habe sich die Familie dieses Mannes direkt an die Doyennen gewandt, um die Ehe zu arrangieren. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, weshalb ihre Wahl ausgerechnet auf mich gefallen ist. Ich wünschte wirklich, es wäre ein Missverständnis.«

»Und deine Mutter?«

»Sie ist hochofregt«, flüsterte Ophelia bitter. »Man hat ihr eine gute Partie für mich versprochen, das ist weit mehr, als sie sich jemals erhofft hätte. Es steht mir nicht zu, diesen Antrag abzulehnen. Ich werde meinem zukünftigen Gemahl so weit folgen, wie meine Pflicht es mir gebietet.

Weiter jedoch nicht«, fügte sie entschlossen hinzu. »Diese Ehe wird wohl kaum vollzogen werden.«

Der Großonkel warf ihr einen bekümmerten Blick zu.

»Vergiss das besser, Mädelchen. Sieh dich doch nur an ... Du bist kaum drei Käse hoch und leicht wie eine Feder. Was immer du von ihm hältst, ich rate dir, dich dem Willen deines Mannes niemals zu widersetzen. Du würdest nur den Kürzeren ziehen.«

Ophelia drehte an der Kurbel des Grammofons und setzte die Nadel ungeschickt in die erste Rille der Schallplatte. Wieder erklang die Arie aus dem Trichter.

Sie betrachtete ihn geistesabwesend, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und sagte nichts mehr.

Das war typisch für sie. In Situationen, in denen jedes andere junge Mädchen geweint, gejammert und gefleht hätte, begnügte sie sich im Allgemeinen damit, still zu beobachten. Ihre Cousins und Cousinen behaupteten daher gerne, sie sei nicht besonders helle.

»Hör zu«, riss sie der Großonkel schließlich aus ihren Gedanken, »wir wollen mal die Kirche auf dem Anger lassen. Ich habe sicher ein wenig übertrieben, als ich dir vorhin von dieser Familie erzählte. Wer weiß, vielleicht wird dir der Bursche ja gefallen.«

Ophelia sah ihren Großonkel aufmerksam an. Das Sonnenlicht ließ seine Züge scharf hervortreten und grub jede einzelne Falte noch tiefer ein. Es versetzte ihr einen Stich, als ihr bewusst wurde, dass dieser Mann, der ihr immer unverwüstlich und standhaft wie ein Fels erschienen war, inzwischen ein müder Greis war. Und sie selbst hatte, ohne es zu wollen, noch dazu beigetragen.

Sie zwang sich zu einem Lächeln.

»Was ich brauche, sind verlässliche Informationen.«

Die Augen des Großonkels gewannen ein wenig von ihrem Glanz zurück.

»Zieh deinen Mantel an, Mädelschen, wir gehen in den Keller!«

Der Riss

Der Großonkel begann eine steile Treppe hinabzusteigen, die nur schwach von ein paar Nachtleuchten erhellt wurde. Ophelia folgte ihm, die Hände tief in den Manteltaschen, die Nase in ihrem Schal vergraben. Die Temperatur sank mit jeder Stufe, während Ophelias Augen noch vom Sonnenlicht geblendet waren. Sie hatte das Gefühl, in eiskaltem, schwarzem Wasser zu versinken.

Sie zuckte zusammen, als die polternde Stimme des Onkels von den Wänden widerhallte.

»Ich kann mich einfach nicht mit dem Gedanken abfinden, dass du fortgehen sollst. Der Pol ist wahrlich am andern Ende der Welt.«

Er blieb stehen und drehte sich zu Ophelia um, die sich noch nicht an das Halbdunkel gewöhnt hatte und prompt mit ihm zusammenstieß.

»Sag, du bist doch so geschickt darin, durch Spiegel zu wandeln. Könntest du nicht ab und zu mal vom Pol hierherreisen?«

»Leider nicht, Onkel. Das ist nur über kurze Distanzen möglich. Die Leere zwischen zwei Archen ist auf diese Weise nicht zu überwinden.«

Der Großonkel gab eine altmodische Verwünschung von sich und setzte seinen Abstieg fort. Ophelia fühlte sich schuldig, weil sie nicht so fähig war, wie er glaubte.

»Ich werde Euch so oft es geht besuchen«, versprach sie zaghaft.

»Wann genau reist du ab?«

»Den Doyennen zufolge im Dezember.«

Der Großonkel fluchte erneut, und Ophelia war froh, dass sie seine Worte nicht verstand.

»Aber wer soll deine Nachfolge im Museum antreten?«, murrte er. »Niemand ist so kundig wie du, wenn es um die Begutachtung antiker Gegenstände geht.«

Ophelia brachte keine Antwort über die Lippen. Es war schon schlimm genug, dass sie von ihrer Familie fortgerissen wurde, doch ihr Museum aufzugeben, den einzigen Ort, an dem sie ganz sie selbst war, kam dem Verlust ihrer Identität gleich. *Lesen* war das Einzige, worauf Ophelia sich verstand. Nahm man ihr das, war sie nur noch ein hoffnungsloser Tollpatsch. Sie konnte weder einen Haushalt führen noch Konversation treiben oder irgendeine Handarbeit erledigen, ohne sich zu verletzen.

»Anscheinend bin ich nicht so unersetzlich, wie Ihr meint«, nuschetzte sie in ihren Schal.

Im ersten Untergeschoss tauschte der Großonkel seine üblichen Handschuhe gegen ein sauberes Paar. Dann zog er diverse Schubfächer heraus, um im schwachen Schein der Nachtlichter die Dokumente zu durchforsten, die hier Generation um Generation im kalten Kellergewölbe archiviert worden waren. Sein Atem kondensierte in kleinen Wolken über dem Schnurrbart.

»Nun, es ist nur ein Familienarchiv, erwarte also keine Wunder. Ich weiß, dass ein oder zwei unserer Vorfahren schon einmal im hohen Norden waren, doch das war anno dazumal.«

Ophelia wischte sich einen Tropfen von der Nase. Hier herrschten allerhöchstens zehn Grad. Unwillkürlich fragte sie sich, ob das Haus ihres zukünftigen Ehemannes wohl noch kälter war als dieser Saal.

»Ich würde mir gern Augustus ansehen«, sagte sie.

Augustus war der große Forschungsreisende der Familie gewesen, eine wahre Legende. In den Schulen unterrichtete man Geografie auf der Grundlage seiner Reisetagebücher. Zwar hatte er, der des Schreibens nicht mächtig war, keine einzige Zeile hinterlassen, dafür waren seine Zeichnungen ein unerschöpflicher Fundus an Informationen.

Da der Großonkel, ganz in seine Register vertieft, nicht reagierte, dachte Ophelia, er hätte sie nicht gehört. Also zog sie den Schal herunter, der ihren Mund bedeckte, und sagte etwas lauter:

»Ich würde mir gern Augustus ansehen.«

»Augustus?«, brummte er, ohne hochzuschauen.

»Uninteressant. Nicht der Rede wert. Nur olles Gekritzel.«

Ophelia hob erstaunt die Augenbrauen. Der Großonkel redete niemals schlecht über sein Archiv.

»Oh«, schlussfolgerte sie, »ist es so furchterregend?«

Mit einem Seufzer richtete der Alte sich auf.

»Reihe vier, zu deiner Linken, unteres Regal. Sei um Himmels willen vorsichtig und zieh dir saubere Handschuhe an.«

Ophelia ging an den Regalen entlang bis zu der bezeichneten Stelle. Dort standen, nach Archen sortiert, die Originale aller Skizzenbücher des großen Augustus. Sie fand drei unter »Al-Ondalus«, sieben unter »Metropolis« und nahezu zwanzig unter »Serenissima«. Zum »Pol« gab es nur ein einziges. Vorsichtig legte sie es auf ein Lesepult – mit derart wertvollen Dokumenten durfte Ophelia sich ihre übliche Schusseligkeit nicht erlauben – und wendete behutsam die Seiten.

Kahle, felsige Ebenen, ein zu Eis erstarrter Fjord, riesige Tannenwälder, im Schnee versunkene Häuser ... Sicher, diese Landschaften waren recht karg, doch weit weniger

abschreckend, als Ophelia sich den Pol vorgestellt hatte. Sie fand sie auf ihre Art sogar ziemlich schön. Wo ihr Verlobter wohl wohnen mochte, in all diesem Weiß? An dem von Steinen gesäumten Fluss? In dem kleinen Fischerdorf unter einem unendlichen Nachthimmel? Auf der baumlosen Steppe, die sich weithin erstreckte? Diese Arche wirkte so arm, so wild! Wie konnte ihr Verlobter da eine derart gute Partie sein, wie Mama meinte?

Ophelia entdeckte eine Zeichnung, die sie nicht verstand: etwas, das aussah, wie ein riesiger, am Himmel schwebender Bienenstock. Vielleicht nur ein Entwurf.

Einige Seiten weiter stieß sie auf eine Jagdszene. Die Fäuste in die Hüften gestemmt, posierte ein Mann stolz vor einem großen Haufen Felle. Seine aufgekrempelten Ärmel entblößten muskulöse, bis zum Ellbogen mit Tätowierungen bedeckte Arme. Er hatte helles Haar und einen harten Blick.

Ophelias Brillengläser färbten sich blau vor Entsetzen, als sie begriff, dass der Fellhaufen hinter ihm in Wahrheit nur ein einziges Fell war: das eines toten Wolfs, groß wie ein Bär. Auf der nächsten Seite stand der Jäger inmitten einer Gruppe, hinter ihnen ein Stapel Geweihe. Offenbar Elchgeweihe, nur dass jedes davon so groß war wie ein Mann. Die Jäger hatten alle den gleichen unbarmherzigen Blick, das gleiche helle Haar, die gleichen Tätowierungen auf den Armen, doch sie trugen keine Waffen, als hätten sie die Tiere mit ihren bloßen Händen erlegt.

Ophelia blätterte weiter und fand ihre Jäger vor anderen Kadavern posierend: gigantischen Walrössern, Mammuts und Bären.

Langsam klappte sie den Band wieder zu und stellte ihn zurück an seinen Platz. Was für Bestien ... In Kinderbüchern hatte sie schon solche riesenhaften

Kreaturen gesehen, doch die hatten nichts gemein mit den Skizzen des Augustus. Auf dieses Leben hatte ihr kleines Museum sie nicht vorbereitet. Was sie jedoch am meisten erschreckte, war der Blick der Jäger. Ein brutaler, überheblicher, an Blut gewöhnter Blick. Ophelia hoffte, dass ihr Verlobter nicht auch diesen Blick hatte.

»Nun?«, fragte der Großonkel, als sie zu ihm zurückkam.

»Ich verstehe Eure Bedenken jetzt besser«, antwortete sie.

Entschlossen wandte er sich wieder seinen Karteikarten zu und murmelte:

»Ich finde noch etwas anderes für dich. Diese Zeichnungen sind immerhin hundertfünfzig Jahre alt. Außerdem zeigen sie nicht alles.«

Genau das war es ja, was Ophelia beunruhigte. Aber sie sagte nichts, sondern zuckte nur mit den Schultern. Jeder außer ihrem Großonkel hätte dieses scheinbare Desinteresse als ein Zeichen von Charakterschwäche missdeutet. Mit den halb geschlossenen Lidern hinter ihrer rechteckigen Brille wirkte sie so teilnahmslos, dass man unmöglich erkennen konnte, wie aufgewühlt sie in Wirklichkeit war.

Die Jagdszenen hatten ihr Angst gemacht. Ophelia fragte sich, ob es wirklich das war, was sie hier im Archiv gesucht hatte.

Da streifte ein Luftzug ihre Knöchel und bewegte sacht den Saum ihres Kleides. Er kam aus dem Treppenschacht, der ins zweite Untergeschoss führte. Ophelia starrte auf die Kette, die den Durchgang versperrte, und das daran hängende Schild:

KEIN ZUTRITT FÜR BESUCHER

In den Räumen des Archivs zog es immer ein wenig, doch diesen Lufthauch musste Ophelia einfach als Aufforderung verstehen. Das zweite Untergeschoss rief sie zu sich, jetzt.

Sie zupfte den Großonkel, der sich auf seinem Fußschemel in einen Bericht vertieft hatte, am Mantel.

»Gestattet Ihr mir, hinunterzugehen?«

»Du weißt genau, dass ich das eigentlich nicht darf«, grummelte er in seinen Bart. »Das ist Artemis' private Sammlung, nur die Archivare haben Zutritt. Sie ehrt uns mit ihrem Vertrauen, wir sollten es nicht missbrauchen.«

»Seid ganz beruhigt, ich habe nicht vor, mit bloßen Händen zu *lesen*«, versprach Ophelia. »Außerdem bitte ich Euch nicht als Eure Nichte um die Erlaubnis, sondern als Leiterin des Familienmuseums.«

»Ja, ja, immer die alte Leier!«, seufzte er. »Aber ich bin ja selbst schuld, ich hatte einen schlechten Einfluss auf dich.«

Ophelia hakte die Kette aus und ging die ersten Stufen hinunter, doch es blieb dunkel.

»Könnte ich vielleicht etwas Licht haben?«, bat sie inmitten der Finsternis.

Sie musste es mehrmals wiederholen: Das Archivgebäude missbilligte ganz offenbar diesen erneuten Regelverstoß. Widerwillig schaltete es schließlich eine flackernde Notbeleuchtung ein, mit der Ophelia sich wohl oder übel zufriedengab.

Die Stimme des Großonkels folgte ihr durch den Treppenschacht bis hinunter ins Untergeschoss:

»Dass du mir ja nichts anfasst! Deine Ungeschicklichkeit richtet mehr Schaden an als jedes Erdbeben!«

Ehrfürchtig betrat Ophelia den großen Saal mit seinem Spitzbogengewölbe. In ein Giebelfeld war die Devise der Archivare eingemeißelt: *Artemis, wir sind die treuen Hüter deines Gedächtnisses*. Der ganze Raum war voller

Reliquien, die gut geschützt unter Glasglocken standen, wohin man auch blickte.

Mit ihren ungebändigten Haaren, der chronischen Tollpatschigkeit und Scheu wirkte Ophelia oft wie ein nie erwachsen gewordener Backfisch, doch sobald sie mit Geschichte in Berührung kam, machte sie eine erstaunliche Verwandlung durch. Während all ihre Cousinen Kaffeekränzchen, Spaziergänge am Fluss, Zoobesuche und Einladungen zum Tanztee liebten, gab es für Ophelia keinen schöneren Ort auf der Welt als das zweite Untergeschoss des Archivs. Hier wurde das gemeinsame Erbe der Familie sorgfältig verwahrt. Hier lagerten die Zeugnisse der allerersten Generation der Arche, waren die ersten Tage des Jahres null dokumentiert. Hier kam Ophelia dem Riss so nah, wie es nur irgend möglich war.

Der Riss war ihre berufliche Obsession. Manchmal träumte sie, dass sie auf einen Horizont zulief, der sich ihr ein ums andere Mal entzog. Nacht für Nacht rannte sie immer weiter und weiter, doch diese Welt war endlos, ohne Bruch, rund und glatt wie ein Apfel. Diese frühere Welt, deren Objekte sie in ihrem Museum sammelte: Nähmaschinen, Explosionsmotoren, Zylinderdruckpressen, Metronome ... Ophelia fühlte sich nicht zu den Jungen in ihrem Alter hingezogen, aber sie konnte Stunden allein mit einem Barometer aus der alten Welt verbringen.

Vor einem vergilbten Pergament hinter Glas blieb sie andächtig stehen. Es war der Gründungstext der Arche, jener, der Artemis und ihre Nachkommenschaft an Anima gebunden hatte. Der folgende Schrein barg den ersten Entwurf ihrer Gesetzesgrundlagen. Er enthielt bereits die Artikel, die den Müttern und Matriarchinnen maßgebliche Gewalt über die gesamte Gemeinschaft übertrugen. Unter einer dritten Glasglocke führte ein Kodex die

Verpflichtungen der Stammesmutter Artemis auf: Sie musste dafür sorgen, dass jeder ihrer Nachkommen genug zu essen sowie ein Dach über dem Kopf hatte, eine Ausbildung erhielt und lernte, seine Kraft sinnvoll einzusetzen. Eine Klausel in Großbuchstaben legte fest, dass sie weder ihre Familie noch die Arche je verlassen durfte. Hatte Artemis selbst sich dieses Gebot diktiert, um in all den Jahrhunderten niemals zu erlahmen?

So wandelte Ophelia von Schrein zu Schrein. Je tiefer sie in die Vergangenheit eintauchte, desto ruhiger wurde sie. Die Zukunft verlor an Bedeutung, sie vergaß, dass sie gegen ihren Willen verheiratet werden sollte, vergaß den Blick der Jäger und dass man sie bald weit fort von allem bringen würde, was ihr lieb und teuer war.

Die meisten der Reliquien waren kostbare Handschriften, wie die Landkarten der neuen Welt oder die Geburtsurkunde von Artemis' erstem Kind, dem Ältesten aller Animisten. Es gab jedoch auch gewöhnliche Alltagsdinge: eine Haarschere, die ganz von selbst vor sich hin klapperte; eine plumpe Brille mit wechselnden Farben; ein kleines Märchenbuch, dessen Seiten sich von alleine umblättern. Sie stammten nicht aus derselben Epoche, aber für Artemis hatten sie einen symbolischen Wert und sollten daher Teil ihrer Sammlung bleiben. Symbolisch wofür? Selbst sie vermochte es nicht mehr zu sagen.

Ophelias Schritte führten sie instinktiv zu einer Glasglocke, die sie ehrfürchtig berührte. Darin zerfiel allmählich ein Register, die Tinte war mit der Zeit verblasst. Es listete die Männer und Frauen auf, die sich dem Familiengeist angeschlossen hatten, um eine neue Gemeinschaft zu gründen. Zwar war es nur eine nüchterne Abfolge von Namen und Zahlen, allerdings nicht irgendwelcher Namen: Es waren die Namen all jener, die

den Riss überlebt hatten. Diese Menschen hatten die alte Welt untergehen sehen.

Da begriff Ophelia mit einem Mal, was sie so unwiderstehlich ins Archiv ihres Großonkels gelockt hatte, hinunter ins zweite Untergeschoss, vor dieses antike Register. Es war nicht die Suche nach Informationen gewesen, sondern der Wunsch, zu den Ursprüngen zurückzukehren. Ophelias Vorfahren hatten mit ansehen müssen, wie ihre Welt zerbrach. Doch hatten sie deswegen die Hoffnung verloren? Nein, sie hatten sich ein neues Leben aufgebaut.

Ophelia schob sich ein paar widerspenstige Locken hinters Ohr. Ihre Brillengläser hellten sich auf, verscheuchten das Grau, das sich dort seit einigen Stunden eingenistet hatte. Sie erlebte gerade ihren eigenen Riss. Sie hatte noch immer große Angst, aber nun wusste sie, was zu tun war. Sie musste die Herausforderung annehmen.

Der Schal auf ihren Schultern regte sich.

»Wachst du endlich auf?«, neckte Ophelia ihn.

Er glitt träge über ihren Mantel, fand eine neue Position, schmiegte seine Windungen wieder eng um ihren Hals und rührte sich dann nicht mehr. Es war ein sehr alter Schal, der die meiste Zeit schlief.

»Wir gehen wieder nach oben«, sagte Ophelia zu ihm.

»Ich habe gefunden, was ich gesucht habe.«

Als sie gerade umkehren wollte, fiel ihr Blick auf das staubigste, mysteriöseste und unheimlichste Objekt der ganzen Sammlung. Sie konnte unmöglich fortgehen, ohne ihm auf Wiedersehen gesagt zu haben. Ein Hebel ließ die beiden Hälften der Schutzglocke zur Seite gleiten, und Ophelia legte ihre Handfläche auf den Einband eines Buches, *des Buches*. Es war dieselbe Enttäuschung wie

beim ersten Mal: Sie konnte nicht die Spur eines Gefühls, eines Gedankens, einer Absicht *lesen*. Und das lag nicht nur an ihren Handschuhen, deren spezieller Schussfaden eine Barriere zwischen der Welt der Dinge und ihren Gaben einer *Leserin* schuf. Nein, Ophelia hatte das *Buch* schon einmal mit bloßen Händen berührt, so wie andere *Leserinnen* vor ihr, doch es offenbarte sich nicht, es verweigerte sich einfach.

Sie nahm es aus dem Schrein, streichelte den Einband, ließ die geschmeidigen Seiten durch ihre Finger gleiten. Sie waren über und über mit den merkwürdigen Arabesken einer längst vergessenen Schrift bedeckt. Niemals hatte Ophelia ein vergleichbares Objekt in Händen gehalten. War es letztendlich überhaupt ein Buch? Die Seiten fühlten sich weder wie Pergament an noch wie Papier. Der Gedanke war entsetzlich, aber sie erinnerten an menschliche Haut. Eine außergewöhnlich beständige Haut.

Ophelia gingen die üblichen Fragen durch den Kopf, wie zahlreichen Generationen von Archivaren vor ihr. Welche Geschichte erzählte dieses sonderbare Dokument? Warum wollte Artemis, dass es Teil ihrer privaten Sammlung war? Und was hatte die in den Sockel des Schreins gravierte Botschaft zu bedeuten: *Versucht unter keinen Umständen, dieses Buch zu zerstören?*

Sie würde all diese Fragen mit ans andere Ende der Welt nehmen, dorthin, wo es weder ein Archiv noch ein Museum gab, noch die Pflicht zur Erinnerung. Zumindest nicht für sie.

Die Stimme des Großonkels erscholl aus dem Treppenschacht und hallte in einem gespenstischen Echo von den Kellergewölben wider:

»Komm hoch, Mädelschen! Ich hab da was Hübsches für dich ausgegraben!«